



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

welch' feinem Takte machte er von der Staffage Gebrauch! wogegen selbst bedeutende Landschaftsmaler so häufig verstoßen, daß sie endlich gar auf den Gedanken verfallen, ihre Bilder durch die zweite Hand eines Historikers staffiren zu lassen. In dem Conversationsaal der neuen königlichen Residenz zu München wurden zehn Landschaften, Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen, städtischen und ländlichen Leben der Griechen nach Kottmann's Aquarellzeichnungen von Schilling in Tempera gemalt. Der Anblick dieser classischen Composition nöthigte dem berühmten Kaulbach den charakteristischen Ausruf ab: „Kottmann könnte in der Reihe unsrer ersten Historienmaler stehen, wenn er es nicht verzöge unter den Landschaftern der Erste zu sein!“

W o c h e n b e r i c h t.

Preußen und die Coalition. — Das Blatt, welches in der gegenwärtigen politischen Windstille am fleißigsten für Ueberraschungen sorgt, ist die Kreuzzeitung. Bisher war man ziemlich allgemein der Ansicht, daß ein Scheitern der handelspolitischen Conferenzen in Berlin keine andere Folge haben würde, als daß sich auf der einen Seite der Septembereverein, auf der andern der neue hayerische Zollverein mit mehr oder minder Annäherung an den österreichisch-lichtensteinschen organisiren würde. Die Kreuzzeitung giebt uns über diesen Punkt unerwartete Aufschlüsse. Nach ihr ist Oestreich fest entschlossen, Preußens Absichten in dieser Beziehung nöthigen Falls in die Luft zu sprengen. Die Kreuzzeitung zeichnet auch bereits den Plan vor, nach welchem Oestreich operiren wolle. Zuerst sollen Braunschweig und die thüringischen Staaten (vielleicht auch Anhalt-Deßau &c.), weil sie nicht rechtzeitig gekündigt hätten, von Bundeswegen aufgefordert werden, sich dem bayrischen Zollverband anzuschließen; wenn das nicht fruchte, soll eine Bundesexequation gegen sie verfügt und die renitenten Staaten mit Gewalt unter Oestreichs Herrschaft gebracht werden. Außerdem theilt sie mit, daß Oestreich beim Bundestage bereits einen vollständig formulirten Antrag gestellt habe, ihm die Besatzung der süddeutschen Bundesfestungen ausschließlich zu übertragen.

Das sind ja Alles wieder ganz unerhörte Dinge! Zwar glauben wir wohl, daß Oestreich nach seinen neuesten Erfolgen möglichst ausgedehnte Ansprüche zu erheben geneigt ist, und daß es einem Staat, der sich Dmüß hat gefallen lassen, Alles bieten zu dürfen glaubt; aber es hat doch Alles seine Grenze. Soviel sieht Oestreich wohl ein, daß seine Lage Preußen gegenüber gegenwärtig eine ganz andere ist, als im November 1850. Damals standen alle Großmächte auf seiner Seite, jetzt würde es alle gegen sich haben, wenn nicht etwa mit Louis Napoleon eine entente cordiale abgeschlossen sein sollte.

Von einer Verfolgung wirklicher Rechtsansprüche österreichischer Seits könnte hier gar keine Rede sein, sondern nur von Anwendung willkürlicher Gewalt, denn was jene Vorstellung von der Fortdauer des Zollvereins nach Preußens Austritt betrifft, so liegt es doch wol auf der Hand, daß alle einzelnen Bestimmungen des ehemaligen Zollvereins

Preußens Theilnahme zur nothwendigen Voraussetzung hatten, und daß mit dem Wegfall dieser Voraussetzung alle einzelnen Bestimmungen dieses Vertrags, d. h. der Vertrag selbst aufgehoben ist. Auf den Umstand, daß der Zollverein nicht durch einen Congreß der sämmtlichen einzelnen dabei theilgenommenen Staaten, sondern durch allmähliche Verträge dieser einzelnen Staaten mit Preußen gebildet worden ist, wollen wir hier kein großes Gewicht legen, obgleich auch dieser Umstand nicht unberücksichtigt bleiben darf. Aber mit dem Austritt Preußens hört die ganze materielle Basis des Zollvereins auf, und wenn auch Niemand den übrigen dabei theilgenommenen Staaten das Recht abstreiten wird, mit Zugrundelegung dieses alten Vertrags und mit Berücksichtigung der neu eingetretenen Verhältnisse einen neuen Zollverein abzuschließen und demselben den alten Namen zu lassen, so kann doch eben so wenig für irgend einen der früher dabei theilgenommenen Staaten die Pflicht erwachsen, sich diesem neuen Vertrage anzuschließen. Vollends unerklärlich ist es, was der Bundestag bei der Sache zu thun haben soll. Der Zollverein ist niemals eine Bundessache gewesen; er ist ein freier Vertrag einzelner Staaten, der mit der allgemeinen Verfassung Deutschlands Nichts zu thun hat.

Die Sache scheint so klar zu sein, daß jeder Anspruch von Seiten Oesterreichs und der Coalition nach dieser Richtung hin von den Großmächten als ein Bruch des allgemeinen Friedens aufgefaßt werden müßte. Unter diesen Voraussetzungen liegt also wol die Möglichkeit eines Krieges ganz außerhalb aller Berechnung, und wenn wir auch den kriegerischen Geist des preussischen Volkes bei einer wirklichen Gefahr auf alle Weise angeregt zu sehen wünschten, so scheint es uns doch nicht angemessen, jetzt ohne alle Noth an die große Glocke zu schlagen. Zur Zeit von Olmütz wäre es zweckmäßiger gewesen. Damals soll freilich die Nachgiebigkeit Preußens, wenigstens zum Theil, dadurch herbeigeführt worden sein, daß es mit seinen militairischen Vorbereitungen sehr kläglich ausfiel. Wir wissen nicht, bis zu welchem Umfang dieser Vorwurf gegründet sein mag, jedenfalls sind wir aber von Herrn v. Bonin überzeugt, daß unter seiner Verwaltung etwas Derartiges nicht vorkommen wird, und daß wir also gegen einen abenteuerlichen Ueberfall, wenn so etwas im Bereiche der Möglichkeit liegen sollte, gerüstet sein werden. An einen allgemeinen dauernden Krieg kann, wie gesagt, nicht zu denken sein, und wenn ähnliche Drohungen wirklich in diplomatischen Kreisen vorgekommen sein sollten, so kann darin nur eine Speculation auf Preußens Schwäche gesucht werden, der man mit ruhiger und gelassener Entschiedenheit antworten müsse.

Wenn wir aber auf die kriegerische Stimmung der Kreuzzeitung nicht viel geben, und sie ihren Privatstreit mit dem Ministerium als eine Familiensache für sich abmachen lassen, so können wir im Uebrigen doch ihre Haltung in der Zollfrage nur entschieden billigen; sie ist energisch, fest, und entspricht in der Sache vollkommen unsrer Auffassung.

Romane. — Albrecht Solm, eine Geschichte aus der Reformationszeit, von Friedrich v. Uechtritz (Berlin, Alexander Duncker). — Wir haben diesen Roman schon früher erwähnt und beachtigten damals, das Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen hinauszuschieben. Da aber die vier Bände, welche uns vorliegen, bereits einen wenigstens ziemlich vollständigen Einblick in die Art und Weise der Dichtung verstatten, so wollen wir schon jetzt einige Bemerkungen darüber machen, indem wir etwaige Modificationen dem weitern Erscheinen des Buchs vorbehalten. Der Verfasser hat sich eine große und umfassende Aufgabe gesetzt; er will das Zeitalter der Reformation bis in

seine innersten Gedanken hinein analysiren und sich zugleich in die ganze materielle Ausdehnung ausbreiten, die sie in der Geschichte umfaßt. Also eine Aufgabe, die in der Form des Romans ungefähr dasselbe erreichen sollte, was Leopold Ranke in seinem großen Geschichtswerke anstrebte. Der Verfasser zeichnet sich durch ernstes und tiefes Nachdenken über die Religion, deren Kampf er darstellt, so wie durch sorgfältige Studien über die politischen und socialen Verhältnisse der Zeit aus. Er hat sich außerdem bemüht, eine seines Gegenstandes würdige Haltung aufzufinden. Allein es ist ihm nicht gelungen, seine Ideen künstlerisch zu bewältigen. Der historische Roman soll sich von einem Geschichtswerk zunächst doch dadurch unterscheiden, daß er uns durch Concentrirung der Begebenheiten einerseits, durch individuelle Ausführung derselben andererseits den Weg durch das historische Labyrinth bequemer und annehmlicher macht. Nun müssen wir aber gestehen, daß Ranke's Geschichtswerk sich unendlich anmuthiger liest, und daß man daraus doch eine unendlich größere Belehrung schöpft, als aus diesem Roman. Die deutschen Schriftsteller haben sich überhaupt viel zu wenig Mühe gegeben, das große Vorbild W. Scotts gehörig zu studiren. In *Old mortality* z. B. sehen wir einen ähnlichen Gegenstand dargestellt. Auf den gewöhnlichen Leser macht dieser Roman den Eindruck einer leichten und dabei spannenden Unterhaltungslecture, während er doch dem ernstern Leser so viele Aufschlüsse über die innere Natur der damaligen sittlichen Contraste giebt, als es ein Geschichtsbuch nur immer im Stande sein würde. W. Scott wußte sehr wohl, was er that, wenn er die Träger seiner Principien theils unter den historisch bekannten, allgemein zugänglichen Personen suchte, theils ihnen einen so prägnanten Ausdruck lieh, daß es nicht schwer wurde, sich zu orientiren. Herr v. Uechtritz scheint mit eben so großer Sorgfalt das Gegentheil zu thun. Die beiden ersten Bände bewegen sich ausschließlich im deutschen Privatleben, welches zwar mit sehr realistischer Treue portrairt ist, aber doch zu wenig bestimmte Physiognomie darbietet, um ein wirkliches und lebendiges Interesse zu erregen. Von den großen historischen Gestalten jener Zeit ist gar keine Rede. Herr v. Uechtritz hat nicht überlegt, daß im bürgerlichen und Privatleben sich die historischen Gegensätze abschwächen und verwischen, und daß damit nothwendig eine genrehafte Behandlung an Stelle des historischen Styls tritt. Bei W. Scott bilden die Privatgeschichten nur den anmuthigen Vordergrund, der uns die großen historischen Perspektiven vermittelt. Als einen zweiten Fehler des Romans müssen wir den Mangel an Concentrationskraft bezeichnen. Die beiden ersten Bände lösen sich in eine unendliche Reihe kleiner einzelner Begebenheiten auf, die sich zwar im wirklichen Leben ähnlich wieder finden, die aber in der Kunst nothwendig auf einen Brennpunkt berechnet werden müssen. Die beiden folgenden Bände enthalten wieder eine ganz neue Geschichte, die mit jener ersten in keiner andern Weise zusammenhängt, als daß der nämliche Held darin auftritt. Eine solche Ausdehnung ist für die Individualität des Kunstwerks im höchsten Grade nachtheilig. Endlich versteht es der Verfasser nicht, in seinen Reflexionen Maß zu halten. Die religiösen Betrachtungen, die er seinen Personen in den Mund legt, nehmen einen unverhältnißmäßig großen Raum ein, und sind nicht bloß darauf berechnet, die jedesmaligen Situationen und Stimmungen deutlich zu machen, sondern sie sind um ihrer selbst willen da. Das darf im Roman nicht sein, und wie viel Gemüth und Scharfsinn der Verfasser auch dabei aufwendet, das Alles würde sich viel zweckmäßiger in einer Abhandlung über das Zeitalter der Reformation ausnehmen. Man mag in unsrer Zeit so vornehm thun, als man will, der Zweck des

Romans wie der Kunst überhaupt ist nur der, einen angenehmen und fesselnden Eindruck auf die Phantasie hervorzubringen. Freilich wird bei einem gebildeten Publicum die Phantasie nur dann angenehm beschäftigt, wenn die Phantasie des Dichters mit Weisheit, Weltkenntniß und Gemüthstiefe gepaart ist. Aber alle diese Eigenschaften an sich fruchten noch nichts, wenn sie nicht durch die Phantasie vermittelt werden. — In vieler Beziehung erinnert der Verfasser an Nefnes, dessen Scipio Cicala immer eine werthvolle Studie genannt werden muß und sich außerdem noch durch lebhaftere Farbe auszeichnet, der aber den Eindruck seiner einzelnen Schönheiten durch die Form- und Zwecklosigkeit des Ganzen wieder aufhebt. In einer andern Beziehung kann er wieder mit Spindler verglichen werden, dessen eigenstinnigen, obgleich talentvollen Realismus wir in einem der nächsten Hefte auseinanderzusetzen gedenken. —

Das Pfarrhaus zu Hallungen, oder die Elemente des Christenthums, eine Zeitnovelle von Ludwig Storch (Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt). — Die Tendenz dieses Romans ist in gewisser Beziehung mit der des vorigen verwandt, d. h. sie ist doctrinair und beschäftigt sich mehr mit dem Wesen der Religion, als mit der Darstellung einer Geschichte; allein der religiöse Standpunkt des Dichters ist dem des vorigen entgegengesetzt. Er ist ein leidenschaftlicher Anhänger Feuerbach's und der freien Gemeinden. Diese Ideen läßt er vorzugsweise durch eine reiche und vornehme Dame vertreten, die von ihrem Reitsperde herunter den Bauern die Grundsätze des Pantheismus und Socialismus, und in ihrem Cabinet einem ziemlich gelehrten jungen Pfarrer durch noch gelehrtere Untersuchungen die Ueberzeugung beibringt, Jesus sei eigentlich ein Sonnengott, wie der persische Mithras. Wir müssen gestehen, daß die Ansichten, die sie entwickelt, ziemlich unreif, und daß die Art und Weise, wie sie dieselben entwickelt, noch über das Lächerliche hinausgeht. Nun sollte man aber wenigstens denken, der Verfasser werde seinen Ansichten dadurch Geltung zu verschaffen suchen, daß er sie entweder mit den sittlichen Begriffen in Einklang bringt, oder daß er sie mit Ueberwindung der gewöhnlichen sittlichen Vorurtheile zu einem günstigen naturgemäßen Ausgange führt; aber im Gegentheil, er läßt aus seiner Theorie so abscheuliche Begriffe in Beziehung auf die Sittlichkeit hervorgehen und leitet aus diesen wieder so entsetzliche, haarsträubende Folgen her, daß man daraus fast auf die Vermuthung kommen sollte, sein Buch sei bestimmt, eine Widerlegung Feuerbach's zu sein. Aber die ganze Haltung des Buchs widerspricht dieser Voraussetzung, und so können wir daraus nur das Resultat ziehen, daß eine voreilige Beschäftigung mit der Metaphysik, eine Neigung zur Auflösung concreter Erscheinungen und Vorstellungen in Abstractionen so lange schädlich auf die moralische und poetische Auffassung wirken müssen, als sie nicht durch eine sehr stark ausgeprägte individuelle energische Natur in Schranken gehalten werden. Der Pantheismus, richtig verstanden, d. h. die Auffassung des Weltganzen als eines Werkes von absoluter Schönheit und Harmonie, ist der höchste religiöse Standpunkt; aber der dilettantische Pantheismus, der zur Herstellung dieser Einheit damit anfängt, alle Unterschiede zwischen gut und böse, schön und häßlich aufzuheben, ist die kläglichste Erscheinung, die sich denken läßt. —

Von dem religiösen Inhalt der historischen Romane gehen wir auf den politischen über. Wir haben schon früher eine vorläufige Besprechung der beiden ersten Bände des neuesten Romans von W. Alexis gegeben; wir kommen noch einmal darauf zurück, weil dieses Werk trotz der mannichfachen Ausstellungen, die

Wir gehen auf den Roman von Wilibald Alexis über: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht (Berlin, 5 Bde. Barthold). — Was uns bei diesem Roman zunächst wohlthätig berührt, ist der lebendige patriotische Geist, in dem er geschrieben ist. Wir meinen damit nicht jene lyrischen Ausrufungen der Vaterlandsiebe, die nicht sehr schwer in's Gewicht fallen, weil man auch mit ihnen coquettiren kann, sondern die Fähigkeit, den Patriotismus in bestimmten, concreten Gestalten darzustellen. W. Alexis hat das preußische Wesen sehr stark und warm empfunden, und er weiß uns zu bewegen und zu rühren, obgleich er keinen Anstand nimmt, die Schattenseiten eben jenes Wesens sehr stark und grell hervorzubeben. Außerdem ist die satyrische Schilderung der Männer, die damals Preußens Schande verschuldeten, der Haugwitz, Schulenburg, Lombard, Bovillard etc. so scharf und schneidend, daß man sie nur aus lebendigem Haß erklären kann, und dieser Haß thut wohl, namentlich in unsrer Zeit. Daß trotzdem noch manche Rücksichten obwalten, innerliche oder äußerliche, die diesem Haß eine Grenze stecken, — wer wollte sagen, ob man sich darüber mehr freuen oder betrüben soll? Von dieser Seite ist der Roman, wenn wir davon absehen, daß eine so nahe liegende Zeit, wenn man sie in ihrer Vollständigkeit schildern will, die künstlerische Vollendung unmöglich macht, beinahe musterhaft zu nennen. W. Alexis hat mit großem Verstand die Typen, in denen die verschiedenen Seiten des preußischen Wesens ihren Ausdruck finden, in verhältnißmäßig kleiner Zahl zusammengestellt und mit großem Geschick gruppiert. — Allein diese historischen Bilder bilden nur den Hintergrund; das eigentlich romantische Interesse knüpft sich an die psychologische Schilderung der bekannten Giftmischerin Ursinus, der noch ein anderer Giftmischer, ein Herr v. Wandel, beigegeben ist, vielleicht auch eine Reminiscenz aus den Criminalacten. W. Alexis hat die vielen Jahre hindurch, daß er den neuen Pitaval herausgibt (die Geschichte der Ursinus steht im 2. Bd.), sich so in das psychologische Raffinement der Verbrechergeschichten vertieft, daß er es in seinen Erzählungen nicht mehr recht loswerden kann. Er versucht sein Interesse im Verlauf des Romans selber zu rechtfertigen. Ein Regierungsrath v. Fuchsius tritt aus der Verwaltung in die Criminaljustiz zurück. „Ich lebe, sagt er, jetzt für die Verbrecherwelt. Die Wahrheit, die ich in der Psychologie des Staats nicht fand, suche ich in der der Gefängnisse. Es ist eigentlich derselbe Stempel, nur ursprünglicher, frischer. Das Schiller'sche Weltgericht finde ich hier viel conciser, concreter Dort sehen wir nur Stückwerk, hier Totalitäten Wie aus dem unscheinbaren Keime eine ganze Verbrecherlaufbahn entspringt, wie die erste Unterlassungssünde, die Scham darüber, das Streben, es zu verbergen, eben so oft als der Kitzel der Lust das Individuum weitertreibt, gäbe das keine Anschauung, Belehrungen, ja Erhebung? Da in der großen Geschichte vertuscht man es, wie aus dem Kleinen das Ungeheuer sich ballt; hier ist kein Grund dazu. Die Diplomaten und Historiker fehlen, die das Schlechte schön malen, dem Albernem einen tiefen Sinn unterlegen, die Natur giebt sich, wie sie ist. — Und wenn mitten aus der Verworfenheit ein schöner menschlicher Zug wie ein Licht aus bessern Welten hervorschießt, da kann dem Criminalisten eine Thräne in's Auge treten, und er kann den Verbrecher lieben, den er verdammen muß Der Sprung aus der Politik in die Criminalistik ist für mich zur Rettung geworden; aus einer Welt der Verwesung, über der der gleißende Schein immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotisch daliegt, unschön, meinethalben ekelhaft, aber es ist die grelle Naturwahrheit Jetzt begreife ich die Völkerwanderung. Die Barbaren, welche die römische

Culturwelt mit ihren Keulen niederschlugen, waren nicht etwa hohe Engel aus dem Paradiese, auch unter ihnen grassirten Laster, Blutsünde und Greuel aller Art, aber sie waren der frische Abdruck des gigantischen Menschengeschlechts Wir stimmen darin, wenn Sie in der Verbrecherwelt nur einen andern Abklatsch der höheren Stände erblicken, so zergliedere, arrangire sie mir, ich finde Erklärung für Vieles, was oben im Lichte geschieht, in meinem Schattenreich Die Zerlassenheit, das laze Wesen, die Maximen, Principien dringen von oben nach unten durch wie eine ägende Säure zc.“ — Manches in diesen Bemerkungen ist wol ganz treffend, aber in der Hauptsache ist doch ein Irrthum. Abgesehen von den gewöhnlichen Criminalfällen, Diebstahl, Todtschlag aus Leidenschaft oder aus Habsucht, wie sie im Kreise der niederen Stände vorkommen, und die doch im Ganzen wenig Interesse darbieten, ist das Verbrechen keineswegs ein Ausdruck der Naturkraft, nicht einmal ein Ausdruck von den Schwächen der wirklichen Gesellschaft. Das Verbrechen ist immer eine Anomalie. Nicht die Gewaltsamkeit, oder die Bosheit macht seine Natur aus; sondern ganz einfach der bewußte Conflict mit der Criminaljustiz. Wo so etwas in den höheren Ständen vorkommt, bei denen das Zuchthaus, der Pranger, der Galgen doch auch einen ästhetischen Eindruck hervorbringen, da liegt eine so große Anomalie in der Seele (wir meinen damit keineswegs eine criminalistische rechtfertigende Krankheit), daß sie eigentlich nicht in den Kreis der Dichtung gehört. Die criminalistische Poesie der neuesten Zeit ist eine Verirrung des Geschmacks. Der Dichter soll uns in seinen Individuen Typen von allgemein menschlicher Gültigkeit geben. Verbrechen, in welchen die Mittel im Verhältniß zum Zweck stehen, wie die eines Macbeth und Richard III., können die Seele bewegen und erschüttern, aber wenn die Geheimeräthin Ursinus den Kindern ihres Bruders, ja selbst ihrem Bedienten, Rattenpulver eingiebt, theils weil sie sie nicht leiden kann, theils aber auch bloß aus einem verrückten Gelüßt, so ist das eine bloße abscheuliche Curiosität, die in unsren Gefühlen auf keine verwandte Seite trifft. W. Alexis hat mit dem größten Scharfsinn, einer wahrhaft bewunderungswürdigen Feinheit die Seele dieses mißgeschaffenen Scheusals zu analysiren gesucht. Wir lassen ihm die vollste Anerkennung zu Theil werden, aber wir werden doch durch die übel verschwendete Mühe verstimmt. Viel schwächer ist der zweite Giftmischer, eine hochromantische mystische Figur im Hoffmann'schen Geschmack. Hier sehen wir nur die seltsamsten Sprünge des Gedankens und der Empfindung, den Leitfaden mögen wir uns selber suchen. Dieses Sprunghafte in der Entwicklung, das sich bei Verbrechern nicht vermeiden läßt, geht dann auch auf die Zeichnung der anderen Charaktere über. So bildet hier den Faden der Handlung eine Demoiselle Adelsheid Alltag, die uns als ein Ideal von klarem Gefühl, richtigem Verstand und starkem Willen geschildert werden soll; da sie aber immer aus einer unsinnigen Situation in die andere gestossen wird, und uns immer nur bruchstückartig erscheinert, so können wir uns von ihr kein wirkliches Bild entwerfen, sie ist uns unverständlich und daher auch interessellos. Es kommt noch die bei den Jungdeutschen überhaupt herrschende Neigung hinzu, den Leser zu überraschen. Vor unsren Augen entsteht ein dem Anschein nach ganz warmes und normales Liebesverhältniß zwischen zwei Personen, und plötzlich sehen wir die eine davon einer dritten in den Armen liegen. Das kommt wol im Leben vor, aber in der Poesie muß unser Gefühl doch etwas stärker bearbeitet werden, um die Zweckmäßigkeit und Naturnothwendigkeit eines solchen Wechsels zu empfinden; bloße Andeutungen genügen keineswegs. — Der Schluß des Romans ist völlig unbefriedigend. Das Schicksal haut mit blinder Wuth rechts und links hinein, und wir verlieren die Personen, für die wir uns bisher interessiren sollten, ohne irgend eine abschließende Katastrophe einfach aus den Augen. Das ist ein Hautgout der Romantik, an dem wir keinen Geschmack finden.

Wissenschaftliche Literatur. — Wir beginnen mit einem lehrreichen und wichtigen Werk, dem wir eine große Verbreitung wünschen: Jahrbuch für Volks-

wirtschaft und Statistik (Leipzig, Gustav Mayer). — Man hat bis zur letzten Zeit hin Zahlenangaben als etwas Gleichgültiges und Gedankenloses betrachtet, dagegen sucht man mit Recht gegenwärtig in ihnen den untrüglichen Schlüssel für die wichtigsten Fragen der Politik. Wie überraschend die Resultate sind, auf welche man durch sorgfältige Messung und Schätzung kommt, dazu ist dieses Buch ein reichhaltiger Beleg. Die in ihrem Fach tüchtigsten Männer haben Beiträge dazu geliefert, und der Inhalt ist sehr reichhaltig ausgefallen. Wir führen nur Einzelnes davon an. Zuerst eine allgemeine Statistik von Preußen, dem Zollverein und Oestreich, an welche sich einzelne Monographien knüpfen. Dieser allgemeine Theil nimmt etwa die Hälfte des Ganzen ein. Dann folgen Abhandlungen über den Steuerverein und den Septembervertrag, über die deutschen Messen, über die Eisenbahnen Deutschlands und des Auslandes, über die Versicherungsanstalten, die deutsche Auswanderung, den Leinenhandel, den Hamburger und Bremer Schiffsverkehrsverkehr, die deutschen Sparkassen und Banken, endlich über die deutsche Seeschiffahrt. Den Anhang bildet eine Uebersicht der volkswirtschaftlichen Literatur und die bekannten statistischen Tafeln von Hübnier. — Wir führen aus diesem reichhaltigen und sehr sorgfältig durchgearbeiteten Material nur einige Notizen an. Zuerst über die Bevölkerung von Berlin. In den Jahren 1365—1648 hatte Berlin durchschnittlich 12,000 Einwohner. Der 30jährige Krieg reducirte diese Zahl auf die Hälfte; doch nahm die Zahl dann wieder rasch zu und war im Jahr 1680 bereits wieder auf nahe an 10,000 gestiegen. Sie vergrößerte sich sehr bedeutend durch die französische Einwanderung. Zu Ende des Jahres 1685 betrug die Bevölkerung 17,500 Einwohner, worunter etwa 5,000 französische Protestanten. Bis zum Jahr 1700 wuchs sie auf 29,000, dann aber folgte ein ungeheurer Aufschwung. Im Jahr 1712 zählten wir 61,000, im Jahre 1740 90,000 Einwohner, darunter freilich 20,000 Soldaten. Im Todesjahr Friedrichs betrug die Zahl 147,000, darunter nahe an 34,000 Soldaten. Im Jahr 1804 war die Einwohnerzahl 182,000, darunter über 25,000 Soldaten; im Jahr 1810 170,000, darunter 12,000 Soldaten. Nach dem Ende des französischen Krieges wächst die Bevölkerung in einer unerhörten Weise. Im Jahr 1822 finden wir 209,000; 1828 257,000; 1837 285,000; 1840 330,000 (im Verhältniß zur Gesamtbewölkerung des preussischen Staats wie 1: 45). Das Wachsthum war seitdem von der Art, daß man einen jährlichen Zuwachs von etwa 15,000 Menschen annehmen konnte. Die Bevölkerung betrug im Februar 1848 404,800. Seitdem hörte die Zunahme auf, das Sinken war aber doch nicht beträchtlich, nur wenig unter 400,000. Mit dem October 1849 beginnt wieder eine regelmäßige Steigerung, bis sie im December 1854 wieder die Zahl von 436,000 erreicht; darunter sind 10,000 Juden. — Sehr interessant ist ferner die Statistik der deutschen Auswanderung. Im Jahr 1819 wanderten 4700 Personen aus, von 1820—1824 durchschnittlich 2400, 1825—1826 durchschnittlich 4500, 1827—29 durchschnittlich 9500, 1830—1832 durchschnittlich 17,100, 1833—39 durchschnittlich 22,500, 1840—1844 durchschnittlich 27,000, im Jahre 1845 67,000, 1846 107,000, 1847 110,000, in den drei Jahren 1848—1850 durchschnittlich 85,000, im Jahre 1851 dagegen über 113,000. Die Gesamtauswanderung der letzten sechs Jahre beträgt weit über eine halbe Million, von der man rechnen kann, daß sie Deutschland ein Capital von über 116 Millionen Thalern entzogen; abgesehen von den Arbeitskräften, die sie dem Vaterland entführt hat. —

In Nr. 88 des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel ist ein sehr interessanter Aufsatz über das literarische Eigenthum nach seiner völkerrechtlichen Bedeutung, auf den wir unsere Leser aufmerksam machen, da man gerade jetzt anfängt, der bisherigen Plündererwirtschaft durch Verträge und Gesetze ein Ende zu machen. Es wäre zu wünschen, daß allmählich auch in Beziehung auf die Journalistik Grundsätze des literarischen Eigenthums rechtlich festgestellt würden. —

Von historischen Büchern haben wir zunächst eine Reihe von Uebersetzungen anzuführen. Macaulay's Geschichte von England ist wieder in einer neuen Uebersetzung von Lemcke (Braunschweig, Leibrock) erschienen. Genau das Verhältniß derselben zu den bisherigen Uebersetzungen, namentlich denen von Büllau und von Bessler festzustellen, dürfte schwierig sein. Wir können der gegenwärtigen Uebersetzung aber wenigstens das Zeugniß geben, daß sie durchaus sachgemäß ist und auch in Beziehung auf den Styl würdig mit ihrem Vorbild wetteifert. Die einzelnen Buchhandlungen mögen unter einer solchen Concurrenz allerdings leiden, aber im Allgemeinen ist sie doch ein sehr erfreuliches Zeichen für die immer wachsende Anerkennung eines Geschichtsschreibers, dem aus allen Zeiten wenig an die Seite gesetzt werden können, in unfrem Volke. Aus der Lecture Macaulay's können wir mehr fruchtbare Nahrung für unfren Geist und mehr Erquickung und Trost für unfre trüben Verhältnisse schöpfen, als aus hundert Zeitbildern und Tendenzromanen. Möchte dieses zunächst nur literarische Interesse nur auch praktische Früchte tragen; möchten wir immer mehr durch diese kräftige und männliche Zeichnung eines an sich gar nicht glänzenden Zeitalters zu der Erkenntniß gebracht werden, daß die vernünftigen Ideen sich allerdings durchsetzen, aber nicht bloß durch große und geistreiche Männer, sondern durch das zähe Festhalten des Kerns der Nation an dem, was er einmal für recht und vernünftig erkannt hat. Hätten sich die Whigs in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts mit einer ähnlichen Miene des interessanten Welt Schmerzes resignirt, wie unfre deutschen Freiheitsmänner, so wäre die Krisis des Jahres 1688 ohne Frucht vorübergegangen; denn günstige Coniuncturen treten wohl einmal ein, aber sie nutzen nichts, wenn nicht eine starke und sichere Hand da ist, die sie augenblicklich ergreift. — Ein anderes gleichfalls interessantes und lehrreiches Buch: „Norwegen und sein Volk, von Thomas Forester,“ ist aus dem Englischen von Lindau übersetzt (Dresden, Kunze). Das Ganze ist in der Form einer Reisebeschreibung gehalten und liest sich sehr angenehm weg. Die Beobachtungen, die der Verfasser macht, gehen aber weit über das Niveau der gewöhnlichen Reisebeschreiber hinaus. — Ein im Englischen bereits zu gebührender Anerkennung gelangtes Buch: „Das Reich der Mitte, eine Uebersicht der Geographie, Statistik, Naturgeschichte, Gesetzgebung und Regierung, der Erziehung, der Sprache und Literatur, des socialen Lebens, der Künste, der Religion des chinesischen Reichs und seiner Bewohner, von Wells Williams“ ist in einer Uebersetzung von Collmann in zwei Bänden erschienen (Cassel, Bollmann). Das Werk ist das gründlichste und gediegenste, das man bisher über die chinesischen Zustände hat, und darf mit Recht der allgemeinen Beachtung empfohlen werden. Es sind mehrere Tafeln beigegeben, eine Karte, Beispiele aus der Schriftsprache, Scenen aus dem chinesischen Leben und ein Portrait des Confucius, der allerdings nicht so aussteht, wie wir uns einen Weisen gewöhnlich zu denken pflegen. Wir werden aus dieser wie aus der vorhergehenden Schrift vielleicht einige Auszüge geben. — Wir machen bei dieser Gelegenheit die Uebersetzer auf einige neu erschienene englische Schriften von ähnlichem Inhalt aufmerksam. Zunächst ein vortreffliches Buch von Hugh Seymour Trevenhore: Bemerkungen über öffentliche Gegenstände bei Gelegenheit einer Reise durch die Vereinigten Staaten und Canada. — Ferner von Captain Mackinnon: Atlantische und transatlantische Skizzen zu See und zu Lande. Der Verfasser, obgleich ein geborner Engländer, ist ein leidenschaftlicher Verehrer der amerikanischen Zustände. — Charles Raikes: Bemerkungen über die nordwestlichen Provinzen von Indien. Der Verfasser ist ein Beamter der ostindischen Compagnie. — David Patterson: Journal einer Reise durch Aegypten, Palästina, Syrien und Griechenland, mit Anmerkungen und einem Anhang über geistliche Gegenstände. — Mehr belletristisch gehalten sind die beiden Schriften: Das Land des Morgens, eine Erinnerung an zwei Besuche in Palästina, von Whitaker Churton, einem Geistlichen; und ein fünfjähriger Aufenthalt in Westindien, von Charles Day. Der Verfasser

hatte sich früher drei Jahre in Nordamerika aufgehalten und sich durch eine Schrift über *Woden* bekannt gemacht. —

Ungarns *Nedner* und *Staatsmänner*, von Anton *Sengery*, (Leipzig und Wien, Manz) würde ein sehr dankenswerther Beitrag zur ungarischen Geschichte sein, denn das Material zur Kenntniß der neuern ungarischen Geschichte ist sehr reichhaltig aufgespeichert, wenn sich der Verfasser nicht öfters verführen ließe, durch weit hergeholt rhetorische und angeblich philosophische Excurse nicht bloß die Aufmerksamkeit zu verwirren, sondern auch den Ton solider historischer Darstellung aufzuheben. Man wird trotzdem das Buch immer benutzen können, denn der Verfasser ist in den politischen und literarischen Angelegenheiten seines Landes wirklich zu Hause, aber man muß es mit Vorsicht thun. —

Poesie. — Von Karl Beck ist ein neues Werk erschienen: *Aus der Heimath* (Dresden, Schäfer). Es behandelt die historischen Ereignisse der letzten Jahre in Ungarn in freien Romanzen. Karl Beck hat sich zuerst einen Namen erworben durch ein Werk, dessen anerkennende Aufnahme von Seiten des Publicums als ein Zeichen der vollendetsten Geschmacklosigkeit angesehen werden muß, durch „die gepanzerten Lieder.“ Er hat in späterer Zeit Manches geschrieben, was eine viel höhere Stellung in der Poesie einnimmt, was aber weniger Lärm gemacht hat. Auch in den vorliegenden Gesängen ist vieles Gute enthalten. Wir finden zuweilen sehr lebhaft, anschauliche Schilderungen, edel und stark ausgedrückte Gefühle, und wo der Dichter sich in dem Maß der wirklichen Lyrik hält, auch einen angemessenen Ton; aber die Neigung zur Formlosigkeit verführt noch immer den Dichter zu den sonderbarsten Extremen. Bald verfällt er nämlich, und das widerfährt ihm namentlich, wo er Streckverse macht, in ein vollkommen gegenstandsloses Pathos, bald in einen überpoetischen Schwulst, bald auch wieder in eine leere Reimerei im Chronikensstyl. In früheren Zeiten gaben sich die großen lyrischen Dichter Mühe, jedes ihrer Gedichte in Form und Inhalt zu einer gewissen Vollendung abzurunden. Heut zu Tage macht man es sich bequemer. Man schüttet Bilder, Stimmungen, Empfindungen, Reflexionen bunt durcheinander und bildet sich ein, wenn nur überhaupt ein poetisches Gemüth darüber waltet, so werde auch ein vortreffliches Gedicht daraus hervorgehen. Das ist aber ein sehr großer Irrthum. Man kann die schönsten Farben von der Welt durcheinanderwerfen, wenn man aber nicht zu zeichnen versteht, so wird im Leben kein Bild daraus. Leonore, die Kraniche des Ibycus, die Braut von Korinth u., werden noch lange Jahrhunderte hindurch ein Denkmal unsrer Poesie bleiben, wenn die gesammte Reflexionspoesie des 19. Jahrhunderts längst in Vergessenheit gerathen sein wird, und das ist bei Talenten, wie sie Karl Beck unzweifelhaft besitzt, in der That zu bedauern. — Zu der Literatur der Blumenpoesie, aus der wir in den letzten Hefen einige Referate gaben, tragen wir noch „die Pilgerfahrt der Rose,“ von Moriz Horn nach (Leipzig, Brockhaus). Bekanntlich ist das Gedicht von Robert Schumann componirt. Es empfiehlt sich durch eine leichte, graziose und zum Theil wirklich poetische Sprache; aber über den Inhalt läßt sich eigentlich nicht viel sagen; denn daß einem guten Mädchen von der ersten Liebe bis zum Tode allerlei Lebenswürdiges und Sinniges passiert, ist schon ganz in der Ordnung, das Poetische dieser Ereignisse wird aber nicht im mindesten dadurch gesteigert, wenn man hört, dieses junge Mädchen sei ursprünglich eine Rose gewesen. Dergleichen Einfälle machen sich einmal ganz gut, und ein geschickter Maler wie Granville, oder ein gleichfalls geschickter Decorateur und Balletmeister, kann dadurch sein Glück machen; wenn man aber längere Zeit mit Figuren zu thun gehabt hat, die aus Rosen- und Lilienessenz bestehen, so sehnt man sich nach Menschen von Fleisch und Blut. — Die Kronenbraut, von Tegnér, übersezt von Wachenhusen (Hamburg, Berendsohn), ist das letzte Werk dieses Dichters. In der Widmung nimmt er sich der nationalen Poesie gegen die sogenannte idealistische an, und führt diesen Gedanken auch in dem kleinen Idyll zweckmäßig durch, indem er in das bescheidene Stillleben einige historische Perspectiven einführt.

Theater. — Die Neigung, an die Spitze der deutschen Theater Männer von artistischer und literarischer Bildung zu stellen, scheint im Zunehmen begriffen zu sein, und wir können uns darüber nur freuen. Bisher haben die deutschen Theater vorzugsweise darin gewetteifert, einander die Virtuosen abspenstig zu machen; dadurch sind die Ensembles fortwährend gestört und eine unkünstlerische Richtung befördert worden. Wahrhaft künstlerisch gebildete Directoren dagegen werden vor allen Dingen darauf ausgehen, ein gutes, dauerhaftes Ensemble und ein verständiges Repertoire herzustellen. Laube in Wien, Eduard Devrient in Carlsruhe, Marr in Weimar, das ist schon ein ganz guter Anfang. Leider scheint sich das Verhältniß Dingelstedt's in München aufgelöst zu haben; wir hoffen, daß dieser Nachricht widersprochen wird. —

Der Text zu der von uns neulich erwähnten Oper von Markull ist nicht von Moritz Hartmann dem Hussiten, sondern von dem dramatischen Dichter Julius Eduard Hartmann in Leipzig. —

Guplow's neues fünfactiges Schauspiel: „Die Diakonissin,“ ist von den Theatern in München und Berlin zur Aufführung angenommen. —

Die neuen Genien der Kunst, durch die sich Oestreich an die Spitze der deutschen literarischen Bewegung stellen wollte, scheinen nicht recht Stich zu halten. Es ging sogar das Gerücht, der dramatische Dichter, Julius Mosenthal, sei zum Consul in der Caystadt ernannt worden; eine sehr ehrenvolle und einträgliche Beschäftigung, allein kaum geeignet, die Hottentotten, Kaffern und Buschmänner für sentimentale Juden- und Dichtergeschichten zu interessiren. Glücklicherweise ist das Gerücht dahin aufgeklärt, daß nicht der Dichter, sondern ein Kaufmann, J. Mosenthal, mit jener Stellung bekleidet ist. — Oscar von Redwig, der als Hauptstütze des neuen Katholicismus zum Professor in Wien ernannt war, scheint doch zu seinem Amt mehr Glauben als Wissen mitgebracht zu haben, wenigstens deuten die zweijährigen Ferien darauf hin, die man ihm bewilligt hat. Dafür soll der bisherige württemberger Hofkapellmeister Lindpaintner als Generalmusikdirector die Oper in die Höhe bringen. — Henriette Sontag hat sich am 25. August in Liverpool nach New-York eingeschifft.

Die neue große Oper von dem Tanzcomponisten Jullien, „Peter der Große,“ ist am 17. August im Conventgarden aufgeführt worden. Die Ausstattung soll über 5000 Pfund Sterling gekostet haben. Die Oper dauerte fünf Stunden. Sie wurde vom Componisten selbst dirigirt, und das Publicum scheint in ziemlicher Begeisterung gewesen zu sein. —

Fräulein Jenny Ney, bisher in Wien, ist als Primadonna in Dresden engagirt, einem nur zu tief gefühlten Bedürfniß abzuhelfen.

Bildende Kunst. — Die fortdauernden Kunstausstellungen, die von den Kunstvereinen unmittelbar hinter einander oder gleichzeitig veranlaßt werden, tragen wol dazu bei, im Allgemeinen den Sinn für Kunst im Publicum zu verbreiten, aber sie sind andererseits auch für den Geschmack schädlich, indem sie dem Mittelmäßigen einen zu großen Spielraum verstaten. Man übersehe nur die gleichzeitigen Kunstausstellungen im gegenwärtigen Augenblick. Der Pariser Salon ist eben geschlossen, die große Ausstellung in London dauert noch fort, eben so die in Antwerpen, Amsterdam eröffnete die seine am 6. September, die Berliner ist am 1. September eröffnet, Dresden eröffnete die seine am 11. Juli, Wiesbaden am 14. Juli, und in der nämlichen Zeit Lübeck, Darmstadt, Götha und Cöln, während in Düsseldorf die akademische Ausstellung geschlossen wurde. Außerdem sind noch die permanenten Ausstellungen zu rechnen, die namentlich in Wien und Salzburg bedeutend sind. Das ist doch wol mehr als die gegenwärtige Kunst tragen kann.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Albert** in Leipzig.